

Angelika Ebbinghaus

Meine '68er Zeit in Hamburg 1967-1969 und was diese Jahre für mich bedeuteten

Ja, ich war eine '68erin, antworte ich, wenn ich gefragt werde, ob ich auch zu ‚denen‘ gehört habe, die damals alles verändern wollten und ständig protestierten. Ja. Und diese Aufbruchszeit in den 1960er Jahren hat mich geprägt, füge ich dann meist hinzu.

1966 begann ich mit dem Studium (Philosophie und Psychologie) in Würzburg und engagierte mich in der Humanistischen Studentenunion (HSU). Wir waren eine kleine Gruppe, die Film- und Diskussionsabende zu kulturellen und politischen Themen organisierte. Für eine Veranstaltung gegen die Notstandsgesetze suchte ich damals einen Referenten. Ich wandte mich an den Frankfurter SDS und wurde auf Karlo verwiesen. Karl Heinz Roth war Referent des SDS-Bundesvorstandes gegen die Notstandsgesetze.¹ So lernten wir uns kennen und verliebten uns.



Protestaktion gegen die Notstandsgesetze in Würzburg, 1967 (Foto: privat)

Im Sommer 1967 gingen wir zusammen nach Hamburg. Harald, mein um ein Jahr älterer Bruder, lebte bereits in Hamburg, studierte Medizin und war im SDS aktiv. Er und sein Freundeskreis nahmen uns mit offenen Armen auf. Unsere erste

¹ Meinen ersten Eindruck vom SDS habe ich in dem Beitrag „Frauen im Hamburger SDS 1967 bis 1969: Die Projektgruppe Emanzipation“, S. 4f., auf dieser Website beschrieben: <https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/11/Frauen-im-Hamburger-SDS-1967-1969-2.pdf>

Bleibe war ein möbliertes Zimmer bei einem freundlichen älteren Arbeiterehepaar in Barmbek. Ich sehe mich noch in diesem kleinen, relativ dunklen Zimmer sitzen und das Marx'sche Kapital, Band I, studieren. Bis dahin hatte ich von Marx noch nichts gelesen, aber Karlo, der aus dem theorieversessenen Bonner SDS kam, legte mir diese Lektüre so sehr ans Herz, dass ich neugierig geworden war. Während er tagsüber in einer Klinik famulierte, mein Studium aber erst im Oktober begann, hatte ich Zeit für diese nicht einfache Lektüre. Denn ich begnügte mich nicht mit irgendwelchen Auszügen, wie es später leider in den sogenannten Marxschulungen üblich wurde,² sondern nahm mir die 955 Seiten in Gänze vor. Während meines Studiums in Würzburg hatten Edmund Husserl und Martin Heidegger auf dem Stundenplan gestanden, die auch nicht gerade leichte Kost waren. Warum jetzt also nicht Marx?, sagte ich mir. Auch spielte der intellektuelle Austausch in unserer Beziehung wohl von Anfang an eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Zusammen machten wir irgendwann unsere erste Aufwartung im SDS-Zentrum – einem düsteren Keller am Von-Melle-Park. Mein Bruder hatte uns schon über die laufenden Diskussionen und Aktionen des Hamburger SDS berichtet. Wir integrierten uns rasch, denn Karlo war seit 1965 Mitglied im SDS und auch für mich waren politische Diskussionen nichts völlig Neues.

Der SDS war für mich ein Ort, an dem sich Gleichgesinnte trafen, die viel und häufig hitzig diskutierten und alle möglichen Aktivitäten planten – von Flugblattaktionen bis Demos. Eine verbindliche Vereinsstruktur gab es nicht mehr, doch dieser eher lose und offene Rahmen kam mir entgegen. Denn in dieser kurzen '68er Zeit waren auch die Wohngemeinschaften, in

² Und gerade in Hamburg zu abstrusen Blüten wie „Kapitalismus in Formeln. Extrakt des Marxschen Kapitals“ geführt hat.

denen ich lebte, und das Psychologische Institut samt Fachschaft wichtige Orte für mich gewesen.

Natürlich erinnere ich die Demonstrationen gegen den Schah-Besuch im Juni 1967, die unverhältnismäßigen Polizeieinsätze und schließlich die Nachricht vom Tod Benno Ohnesorgs, der ein Einschnitt war. Eine Protestbewegung war entstanden, die sich auch gegen die Notstandsgesetzgebung, den Krieg in Vietnam oder die Militärdiktatur in Griechenland wandte. Das Attentat auf Rudi Dutschke trieb Ostern 1968 Tausende auf die Straße. Für die Tat machten wir Axel Springer verantwortlich: Die ständige Hetze von BILD und anderen Springer-Blättern gegen linke Studierende habe den Boden bereitet. Bild hat mitgeschossen, skandierten wir und forderten: „Enteignet Springer!“ Auf diese Demonstrationen, die vielfach beschrieben sind, will ich nicht näher eingehen, sondern nur von zwei kleineren Aktionen erzählen.

Die Statue des ehemaligen Kolonialoffiziers Hermann von Wissmann, der als Gouverneur für zahlreiche Gräueltaten in der Kolonie Deutsch-Ostafrika verantwortlich gewesen war, stand vor dem alten Gebäude der Uni. Irgendwann im August 1967 wurde im SDS beschlossen, das Denkmal des Kolonialisten Wissmann vom Sockel zu stürzen. Aber es war nicht einfach, diese schwere und große Bronzestatue zu Fall zu bringen. Deshalb machten wir uns im November 1967 daran, ich meine, wir waren zu sechst oder siebt, eines Nachts die Beine des Herrn Wissmann durchzusägen. Vier Männer und zwei oder drei Frauen. Wir Frauen standen Schmiere, damit die Männer in Ruhe sägen konnten und nicht von der Polizei erwischt wurden. Wir kamen uns sehr ‚revoluzzerhaft‘ vor und hatten jede Menge Spaß. Die Männer sägten und sägten, und wir Frauen liefen betont unbeteiligt auf der Straße davor auf und ab, und beobachteten, ob sich irgendeine ‚verdächtige‘ Person näherte. Niemand näherte sich, aber die Säge brach ab, und es musste eine neue besorgt

und die Aktion verschoben werden. Dieses Mal mit Erfolg, so dass es gelang, Wissmann unter dem Applaus vieler Studierender bald darauf tatsächlich vom Sockel zu holen.

Wir hatten viel Spaß bei dieser Aktion, und rückblickend kann ich sagen, dass dieser Faktor nicht nur bei dieser Aktion eine wichtige Rolle für mich spielte. Deshalb beschreibt die Losung „Phantasie an die Macht!“ für mich den '68er-Aufbruch besonders treffend.



Sprühling von OZ. Foto: Theo Bruns.

So sehr ich ein Fan von Happening-Aktionen war, fand ich es auch wichtig, zu begründen, warum wir was taten. Deshalb war ich gern mit von der Partie, wenn es um das „Begründen und Vertiefen“ ging, wie wir damals sagten. So haben wir beispielsweise mit der Publikation „Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität“ den Sturz des Wissmann-Denkmal aus einem breiteren historischen Fundus heraus noch einmal legitimiert.³

Lebhaft erinnere ich auch eine andere Aktion. Der Hamburger Übersee-Club hatte am 26. Oktober 1967 Axel Springer zu einem Vortrag mit anschließendem Umtrunk ins Atlantik-Hotel an der Außenalster eingeladen. Sein Thema: „Viel Lärm um ein Zeitungshaus“. In einem Flugblatt mokierten wir uns über den Titel des Vortrags. Die Assoziation

³ Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität, hg. vom AStA der Universität Hamburg, Trittau 1969; siehe auch „Der linke Historikerkreis 1967-1970“ https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/08/Historikerkreis.67-70_27.8.20.pdf und Angelika Ebbinghaus / Karl Heinz Roth „Arie Goral-Sternheim und die Studentenbewegung“ <https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2021/02/Ebbinghaus-Roth-Beitrag-zu-Goral-Sternheim.pdf> auf dieser Website.

„Viel Lärm um nichts“ lag nahe. Der zweite Juni war erst einige Monate her. Der SDS beschloss, diese Veranstaltung aufzumischen, und das Aufmischen in der Höhle des Löwen hatte ich übernommen. Vor dem Atlantik wurde mit Plakaten gegen Springer protestiert, und ich ging, gekleidet in ein azurblaues Minikleid und mit einem Kästchen voller Mäuse in der Handtasche, erhobenen Kopfes und lächelnd an den Saaldienern vorbei in den geschmückten Festsaal. Ich wurde weder nach einer Einladungskarte noch nach meinem Namen gefragt. Mein Outfit und mein Auftreten passten also. Wie ein geladener Gast nahm ich in einer der mittleren Stuhlreihen Platz, allerdings ganz außen zum Gang hin, und hörte mir interessiert die Begrüßungsrede von Alwin Münchmeyer an. Als Springer zum Rednerpult ging, öffnete ich mein Kästchen, ließ die Mäuse im Saal laufen und warf noch einige vorbereitete Flugblätter in den Saal. Augenblicklich kam es zum Tumult und Geschrei. Ich rief noch: „Enteignet Springer“ und wurde unter erheblicher Unruhe von zwei Saaldienern nach draußen geschleppt, wo ich schon von einigen SDSler*innen lachend und klatschend empfangen wurde.



Knapp einen Monat später störten Studierende die Rektoratsübergabe und zwei Studenten entrollten das inzwischen überall zitierte Plakat „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“. Die Aula war überfüllt. Zu gegebenem Anlass hatte ich erneut mein Minikleid angezogen, ich besaß nur eines, und mir eine selbstgebastelte Amtskette umgelegt. An der Uni ging es rund, titelte am nächsten Tag eine Hamburger Boulevardzeitung. „Miniberockte Studentinnen mit nachgemachten Amtsketten wurden bestaunt, während platzende Luftballons nur Ärger schufen“. (Morgenpost 10.11.1967)

In dieser Zeit war ich besonders in der *Projektgruppe Emanzipation* aktiv.⁴ Schon als Jugendliche hatte ich die Geschlechterdifferenzen zwischen Mädchen und Jungen, Frauen und Männern deutlich wahrgenommen. Sie irritierten und beschäftigten mich. Ob das daran lag, dass ich früh einen genauen Blick auf meine Mitmenschen und mein soziales Umfeld hatte oder eher auf familiäre Erfahrungen zurückzuführen war, vermag ich nicht zu sagen.

Meine Mutter entschied sich für den Beruf einer Arzthelferin, als sie meinen Vater, einen angehenden Mediziner, kennengelernt hatte. Es war Krieg. Sie wurde erst in Berlin und dann noch zweimal in Würzburg, im März 1945, ausgebombt und verschüttet. In Würzburg hatte sie bereits ein Baby und war mit mir schwanger. Mein Vater, ein Medizinstudent am Ende des Studiums, war als Sanitäter zum Lazarettendienst an der Ostfront verpflichtet worden. Die Nachkriegszeit, die wir auf einem Dorf in der Nähe Würzburgs verbrachten, verlangte meiner Mutter viel ab. Mein Vater arbeitete von früh bis spät als Chirurg, in seinem Wunschberuf, in der Würzburger Universitätsklinik. Für die Familie blieb wenig Zeit. Anfang der 1950er Jahre zogen wir nach Würzburg um, und mein Vater verdiente allmählich etwas mehr, so dass nicht jeder Pfennig zweimal umgedreht werden musste, und zumindest in dieser Hinsicht der Alltag für meine Mutter einfacher wurde.

Heute würde ich sagen, meine Eltern zählten bezüglich ihrer Alterskohorte und Einstellung zur skeptischen Generation. Sehr spät, ich war schon erwachsen und arbeitete wissenschaftlich über die NS-Zeit, erzählte mir mein Vater von den Schrecken und Überforderungen, denen er als

⁴ Siehe dazu meinen Beitrag „Die Frauen im Hamburger SDS 1967-1970: Die Projektgruppe Emanzipation“ auf dieser Website: <https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/11/Frauen-im-Hamburger-SDS-1967-1969-2.pdf> .

studentischer Sanitäter im Kriegslazarett ausgesetzt war. Meine Mutter war durch ihre mehrmalige Ausbombung und Verschüttung traumatisiert. Meine Eltern waren aber nicht in der Lage, über ihre Erfahrungen in der NS -Zeit mit ihren heranwachsenden Kindern zu sprechen.

Je größer und selbstständiger wir drei Kinder wurden, umso weniger fühlte sich meine Mutter ausgelastet, anerkannt und gebraucht. Andere Probleme kamen hinzu. Als Heranwachsende beobachtete ich diese Konfliktsituation sehr genau. Ich verstand meine Mutter, deren vielfältige Begabungen ich bewunderte, und fühlte mich ihr nahe. Dennoch traf ich innerlich sehr früh die Entscheidung, nicht in eine Situation wie sie geraten zu wollen: nämlich früh Kinder zu bekommen und zu heiraten.

Ich selbst bin mit zwei Brüdern, einem jüngeren und einem älteren, aufgewachsen. Unsere Eltern machten wenig Unterschiede zwischen uns, schon gar nicht was unsere Ausbildung und berufliche Perspektive betraf. Als Schülerin besuchte ich meist gemischte Klassen, zwei Jahre bin ich sogar als einziges Mädchen in ein Jungengymnasium gegangen. Die Tatsache, dass ich mit zwei Brüdern aufgewachsen bin und in der Schule oft häufiger mit Jungens als Mädchen zusammen war, hat vielleicht dazu beigetragen, dass ich schon als Mädchen gelernt habe, mich zu behaupten und gleichzeitig meinen Blick für Geschlechterdifferenzen zu schärfen.

Auch als Studentin interessierte mich der Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und Geschlechterdifferenzen, und zwar wissenschaftlich wie politisch, und ich verschlang die Literatur, die es zu diesem Thema gab. Meine Bibel hieß „Das andere Geschlecht“, verfasst von Simone de Beauvoir, einer ebenso klugen wie attraktiven Frau, wie ich fand. Die Rollen- und Geschlechterdifferenzen waren auch an der Uni und im SDS nicht zu übersehen. Im SDS ärgerten sie mich besonders,

weil die Männer sich politisch für äußerst fortschrittlich hielten, aber viele in ihrem konkreten Verhalten häufig alles andere als fortschrittlich waren. Deshalb tat ich mich mit einigen Frauen zusammen und wir gründeten die *Projektgruppe Emanzipation*, die allerdings meist im Republikanischen Club (RC) in der Rothenbaumchaussee tagte.⁵ An den Anfang unserer Zusammenarbeit stellten wir die Reflexion über unsere eigenen Erfahrungen: Welche Diskriminierungen hatten wir selbst in unseren Partnerschaften, als Frauen im SDS, an der Uni, in der Familie oder in anderen Zusammenhängen erlebt? Wir wollten die strukturellen und gesellschaftlichen Ursachen unserer persönlich erlebten Diskriminierungen besser begreifen. Das Persönliche ist immer auch politisch, hieß es später in der Frauenbewegung. Inwieweit wir durch diese Gespräche das Konkurrenzverhalten unter uns abgebaut haben, was durchaus intendiert war, kann ich heute nicht mehr sagen. Nach dieser Selbstverständigung gründeten wir Arbeitskreise zu Themen wie „Frau und Familie, Kindererziehung, Sexualität, Frau und Beruf oder die Doppelrolle der Frau (Mutter/Ehe-/Hausfrau und Beruf)“, die unterschiedlich lange und gut funktioniert haben. Auch nach außen waren wir präsent: So machten wir im Mai 1968 mit dem Flugblatt „Verhindert die Wahl der Miss Universitas!“ mobil. Das ‚Oben-Ohne-Happening‘ im Dezember 1968 löste ein bundesweites Medienecho aus. Das Foto, das uns singend und ‚Oben-Ohne‘ im Gerichtssaal zeigt, gehört heute zu den Kultbildern der 68er-Bewegung⁶. Auch bei dieser Aktion stand der Happening-Charakter für mich und damit der Spaß an der *action* im Vordergrund. Wie wir den berühmten Song der Seeräuber-Jenny aus

⁵ Mehrere SDSler, auch wenn sie davon heute nichts mehr wissen wollen, versuchten recht massiv unser erstes Treffen zu stören. Diese Szene habe ich in guter Erinnerung, weil sie mich geschockt hatte. Ob wir deshalb dauerhaft in den RC umgezogen sind, in dem ich ebenfalls aktiv war, weiß ich nicht mehr.

⁶ Ausführlich ist die Aktion beschrieben in: <https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/11/Frauen-im-Hamburger-SDS-1967-1969-2.pdf>

Brechts Dreigroschenoper umschrieben und sangen, finde ich noch immer witzig:

„Meine Herren, heute sehen Sie uns nackt hier stehen, / Und wir zeigen unsere Brüste für jeden. / Und ihr gebt uns keinen Penny / Und wir bedanken uns nicht / Denn ihr holt die Polizei / Und Ihr bringt uns vor Gericht / Und Ihr wisst ja nicht, wovon wir reden. / Aber gleich wird wieder ein Geschrei sein dort draußen / Und man fragt: Was ist das für ein Geschrei? / NS-Justiz und Rehse-Richter-Rufe / Und wir fragen: Was lächelt ihr dabei? / Und wir werden ihn brechen / den Terror der Justiz und Polizei!“

Das gilt auch für das Flugblatt „Fünfzig Jahre Frauenwahlrecht“, mit dem wir uns im November 1969 kritisch zur Familienpolitik der CDU zu Wort meldeten und schließlich empfahlen: „Wählt Polycolor!“

Bald darauf lösten sich die *Projektgruppe Emanzipation* und auch der SDS auf. Unsere Wege trennten sich. In der autonomen Frauenbewegung, die in den 1970er Jahren in Hamburg recht stark war, traf ich so gut wie keine der ehemaligen SDS-Frauen wieder. Die in diesen Jahren noch politisch aktiven Frauen hatten sich mehrheitlich einer der K-Gruppen oder der DKP angeschlossen. Und zu dieser Zeit galten in diesen Gruppen die Anliegen von Frauen als Nebenwiderspruch.

Auch in diesen turbulenten Jahren 1967 bis 1969 versuchte ich mein politisches Engagement mit dem Studium in Einklang zu bringen. Als ich im Wintersemester 1968/69 Pressesprecherin des AStA wurde, das sogenannte ‚Linkskartell‘ stellte erstmals den AStA, ließ ich mich für ein Semester beurlauben, um genügend Zeit für diese Aufgabe zu haben.



Pressesprecherin des AStA 1969

Meine Erinnerungen an die AStA-Zeit sind ziemlich verblasst, nur an die aufwendige Arbeit an der ‚Anti-Festschrift‘ erinnere ich mich noch gut.⁷ Vielleicht hängt das damit zusammen, dass ich damals ständig zwischen meiner damaligen Wohngemeinschaft in

der Heilwigstraße, dem AStA und Karlo hin und her zirkulierte. Nicht nur weil er, obwohl er in dieser Zeit ‚untergetaucht‘ war, mit mehreren Beiträgen an der ‚Anti-Festschrift‘ beteiligt war.⁸ Er wechselte häufig seine Unterkunft und wohnte oft bei interessanten Menschen – von Künstlern über Schriftstellern und Journalisten bis zu Lehrern. So lernte ich neben dem studentischen auch andere soziale Milieus kennen. Das gefiel mir und war für mich eine zweite, manchmal sehr anregende Lebensrealität. Beispielsweise wohnte Karlo mehrere bei Klaus Dörner und seiner Familie wohnte, der gerade seine große Studie „Bürger und Irre“ abgeschlossen hatte. Manche späte Abendstunde diskutierten wir über die Entstehung der Psychiatrie als Wissenschaft und totaler Institution; oder über das Wegsperren und die ‚wissenschaftliche‘ Behandlung psychisch Kranker in den bundesdeutschen Anstalten; oder über die gerade entstehenden Behandlungsalternativen in England und Italien, die später oft unter dem

⁷ Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität, hg. vom AStA der Universität Hamburg, Trittau 1969.

⁸ Karl Heinz Roth, Autobiographische Aufzeichnungen über die Jahre 1967-1970 https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/08/Biographie_KHR_2.8.20.docx.pdf auf dieser Website.

Label ‚Anti-Psychiatrie‘ firmierten. Ich erinnere mich gut daran, weil diese Thematik mich damals bereits umtrieben hatte.

In Hamburg studierte ich im Hauptfach Psychologie. Ein oder zwei Semester war ich auch in der Fachschaft aktiv und kannte die Situation am Psychologischen Institut recht gut. Hinzu kam, dass ich mich für die Geschichte des Fachs interessierte. Neben der geisteswissenschaftlich-philosophischen Tradition des Fachs waren auch medizinisches und methodisch-statistisches Fachwissen gefragt. Der damalige Lehrkörper galt als relativ renommiert. Die Professoren Peter R. Hofstätter, Kurt Pawlik und Reinhard Tausch hatten einen Namen über die Hamburger Uni hinaus, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Der von der Fachwelt geschätzte Sozialpsychologe Peter R. Hofstätter hatte 1963 in einem Zeit-Artikel gefordert, die NS-Täter nicht zu bestrafen.⁹ „Die Täter müssten sich vor Gott verantworten, uns aber gezieme ein Bekenntnis zur unbewältigten Vergangenheit.“¹⁰ Arie Goral-Sternheim, ein jüdischer Künstler, der nach Hamburg zurückgekehrt war, kämpfte anfänglich völlig allein gegen solche kruden Positionen an. „Hitler habe den Juden den Krieg erklärt, und der Kampf gegen diese und so auch die Vernichtungsaktionen wurden von Soldaten im Waffenrock einer kriegsführenden Nation ausgeführt.“ Sie seien damit Kriegshandlungen und keine Morde im juristischen Sinne gewesen. In einem eigenen Artikel

⁹ Angelika Ebbinghaus / Karl Heinz Roth: Arie Goral und die Studentenbewegung. [https://sds-
apo68hh.de/wp-content/uploads/2021/02/Ebbinghaus-Roth-Beitrag-zu-Goral-Sternheim.pdf](https://sds-
apo68hh.de/wp-content/uploads/2021/02/Ebbinghaus-Roth-Beitrag-zu-Goral-Sternheim.pdf)

¹⁰ Hier zit. nach NN (= Angelika Ebbinghaus): Zur altnazistischen Fraktion der Hamburger Professoren. Dargestellt an P.R. Hofstätter, in: Das permanente Kolonialinstitut (wie Anm. 7), S. 119-138.; nachgedruckt in: Ein anderer Kompass (wie Anm. 12), S. 111-122.

auf dieser Website gehen wir auf den Einfluss ein, den Arie Goral-Sternheim auf uns hatte.¹¹

Am 30.1.1968, dem 35. Jahrestag der Machtergreifung Hitlers, stellten wir Hofstätter wegen seiner Leugnung des millionenfachen Judenmords in einer Vorlesung zur Rede. Seine skandalösen Positionen waren nun auch am Institut Thema.

Ein Jahr später beschloss eine studentische Vollversammlung, das Psychologische Institut zu besetzen, um der studentischen Forderung nach Drittelparität im neuen Hochschulgesetz mehr Nachdruck zu verleihen. Die heftigen Auseinandersetzungen mit der Polizei zogen sich über mehrere Tage hin. Die Besetzung wurde schließlich durch die Polizei beendet und der gesamte Philturm vorübergehend geschlossen.



Die Polizei hatte kein Pardon gekannt, aber auch ein Teil der Besetzer war alles andere als gewaltfrei. Das Ausmaß der Gewalt und die kontroverse Diskussion darüber, ob es legitim gewesen sei, die Räume von Professoren

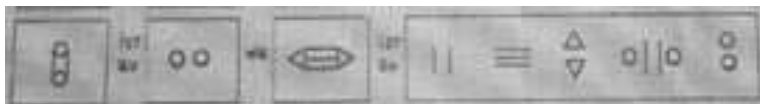
aufzubrechen und Akten zu entwenden, überschatteten zum Teil andere Aktivitäten: Die vielen selbstorganisierten Seminare, die kritische Auseinandersetzung mit den Studieninhalten und Lehrenden. So waren die Positionierung Hofstätters zu den Verbrechen des Nationalsozialismus immer wieder Thema, aber auch das Wissenschaftsverständnis Pawliks. Beispielsweise boten wir über die methodischen Voraussetzungen der

¹¹ <https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2021/02/Ebbinghaus-Roth-Beitrag-zu-Goral-Sternheim.pdf>

empirischen Psychologie ein Alternativseminar an, an dem auch Assistenten teilnahmen, die im regulären Studienbetrieb Methodenlehre und Statistik unterrichteten. Ich selbst habe mich in der ‚Anti-Festschrift‘ mit dem Wissenschaftsverständnis Hofstätters auseinandergesetzt. Insgesamt habe ich diese Zeit als sehr fruchtbar in Erinnerung. Es waren offene Foren, in denen ernsthaft diskutiert und gearbeitet wurde.

In Hamburg lehrte auch Reinhard Tausch, der Begründer der Gesprächspsychotherapie. Die Möglichkeit, sich schon während des Studiums klinisch qualifizieren zu können, war für die damalige Zeit ungewöhnlich. Neben diesem klinischen Schwerpunkt studierte ich noch bei Hugo Schmale, einem progressiven Arbeitswissenschaftler, an dessen Institut ich später auch unterrichtete und promovierte.

„Der Einfluss der Mengenlehre auf das abstrakte Denken von Schülern und Schülerinnen“ hieß das Thema der Diplomarbeit, die ich zusammen mit Marion Frère schrieb. „Mengenlehre?“ Tausch schaute uns ungläubig



Test 3: Analogien (Zeit 5 Min)

an, als wir ihm unser Thema vorstellten, denn er kannte

insbesondere mich als politisch aktive Studentin und war über das Thema überrascht.¹² Mit der Erhebung der Daten und der anschließenden Auswertung im neuen Rechenzentrum in der Schlüterstraße hatten wir uns zwar viel Arbeit aufgehalst, waren aber mit Begeisterung bei der Sache. Freunden und Mitstudierenden, denen wir die gleichen Aufgaben wie den Schulkindern vorlegten, stellten sich zu unserem Vergnügen häufig nicht geschickter als die Schul Kinder an.

¹² Marion Frère, *Eingeordnet in die Psychologie?*, in: *Ein anderer Kompass: Angelika Ebbinghaus, Soziale Bewegungen und Geschichtsschreibung*, Berlin-Hamburg 2010, S. 30.

Als ich Examen machte, wurde ich auch von Hofstätter in Sozialpsychologie geprüft. Es wurde eine öffentliche Prüfung. Als der Prüfer mit seinen Assistenten den Prüfungsraum betrat, herrschte knisternde Spannung. Ich saß ihnen gegenüber und ein knappes Dutzend Studierender verfolgte die Prüfung auf der Zuhörerbank. Wahrscheinlich war es für beide Seiten, Prüfer und Prüfling, ein Stresstest. Der Prüfer und alle im Raum wussten, wie ich mich öffentlich zu seinen Thesen über die Judenvernichtung positioniert hatte. Den Stresstest bestand ich dennoch mit Bestnote.

Die meiste Zeit wohnte ich damals in Wohn- oder Hausgemeinschaften. Zwei Wohnungen lagen in unmittelbarer Nähe des Campus. Das war praktisch. Die Uni, die Mensa, die Uni-Sporträume, wo wir duschen konnten, und der SDS-Keller lagen vor der Haustür. Wir hatten keine Vermieter, die uns Vorschriften machten, sondern wir lebten so, wie es uns gefiel. Mein Bewegungsradius erstreckte sich vor allem auf den Campus: Im Philturm und in der Stabi ging ich meinem Studium nach, mittags wurde in der Mensa nicht nur gegessen, sondern auch viel diskutiert und geschäkert, und im SDS-Keller dann politisiert. Im Frühjahr '68 bin ich in eine WG in der Heilwigstraße gezogen. Das Haus aus den 1920er Jahren, befand sich in bester Lage mit Park und Alsterlauf vor der Tür. Die Riesenwohnung mit ihren großen Zimmern bot Platz für mindestens sechs bis acht Personen. Wir waren alle im SDS, einige auch in einer Fachschaft (Medizin, Germanistik und Psychologie) und im AStA aktiv. Die Motivation und die Erwartung an die WG waren unterschiedlich. Mehrheitlich wollten wir politisches Engagement, Studium und Alltag durch

das gemeinschaftliche Wohnen besser unter einen Hut bekommen. Auch wenn diese WG nur ein Jahr existierte, habe ich an dieses Wohnexperiment viele positive Erinnerungen.

Ende 1969 begann der SDS sich aufzulösen. An der sogenannten Organisationsdebatte war ich schon nicht mehr beteiligt. Es entstanden Grüppchen und Gruppen, die sich befehdeten und häufig nicht grün waren. Diese Spaltungen und Ausgrenzung Andersdenkender liefen häufig mit viel Streit und Verletzungen ab.

Mit den Erinnerungen ist das so eine Sache, wenn sie eine Zeit betreffen, die wie '68 längst zur Geschichte geworden ist. Häufig lassen sich persönliche Erinnerungen und das, was man über die Ereignisse gelesen oder die Filme/ Bilder, die man über die Zeit gesehen hat, nicht mehr auseinanderhalten. Hinzu kommen die verschiedenen Deutungen und Erzählungen, wie es heute gerne heißt, zu verschiedenen Zeiten. '68 liegt nun schon über 50 Jahre zurück, und eine Schicht von Interpretationen hat sich über die Ereignisse wie eine dicke Patina gelegt. Welchen Lesarten wir den Vorzug geben, hat häufig mit der Betrachterin, dem Betrachter zu tun – mit ihren politischen, wissenschaftlichen, literarischen oder sonstigen Verortungen. Ein quasi jungfräulicher Blick auf '68 ist eine Chimäre.

Auch autobiographische Aufzeichnungen haben ihre Krux.

Autobiographien sind keine unproblematischen Quellen, die nicht zu hinterfragen wären: Was für ein Bild möchte die Erzählerin, der Erzähler – bewusst oder unbewusst – von sich vermitteln? Biographien innerhalb von Gruppen neigen dazu sich anzugleichen; sie zeigen biographische

Abfolgen auf, wo eigentlich Zufälle im Spiel sind; und schließlich neigen Erinnerungen dazu, sich kontext- und zeitabhängig zu verändern.

Um die Volatilität des autobiographischen Schreibens wissend, habe ich mir die Frage gestellt: Warum war diese doch sehr kurze '68er-Zeit wichtig für mich? Drei Themenkomplexe sind mir sofort eingefallen:

Geschlechtergerechtigkeit und die Lebensrealität von Frauen; ‚Irren ist menschlich‘ oder das Leben von Menschen mit psychischen Problemen; und schließlich drittens die Verbrechen während des Nationalsozialismus. Mit diesen Themen habe ich mich seit dieser Zeit immer wieder auseinandergesetzt und sie haben Spuren in mir hinterlassen.

So führte ich nach meinem Studienabschluss an der Hamburger Uni eine Seminarreihe zum Thema „Gewalt gegen Frauen“ durch, aus der die BIFFs (Beratungsstellen von Frauen für Frauen) entstanden sind. Auch die Situation von Menschen in der Psychiatrie trieb mich um. Ich verfolgte intensiv alle Versuche im In- und Ausland, die psychiatrischen Anstalten zu reformieren und neue Behandlungsformen zu entwickeln, und bot u.a. Uni-Seminare zum Thema „Anti-Psychiatrie“ und „Frauen in der Psychiatrie“ an. Parallel dazu qualifizierte ich mich in der Psychiatrischen Uniklinik Eppendorf bei Uschi Plog klinisch weiter.¹³ „Irren ist menschlich“ war eine Handlungsmaxime dieser Ausbildung, die mich beeinflusst hat. Als der „Aktionskreis '71 für Sozialpsychiatrie in Hamburg“ auf mich zukam

¹³ Sie hat zusammen mit Klaus Dörner das Lehrbuch „Irren ist menschlich“ herausgegeben.

und mir eine Mini-Stelle anbot, freute mich das besonders. Ich hatte gerade mein Diplom als Psychologin in der Tasche und empfand dieses Angebot der Patientenselbsthilfe als großen Vertrauensvorschuss, da ich ihre kritische Einstellung professionellen Helfern gegenüber kannte.



*In den Räumen des Aktionskreises '71
(Privatfoto).*

Entsprechend engagiert ging ich die Arbeit an.

Nach der Auflösung des SDS bewegte ich mich politisch eher in der Spontiszene – bei den Antiautoritären. Mit anderen zusammen habe ich beispielsweise den politischen Buchladen „Manifest“ aufgebaut.¹⁴ Wir waren, was das Sortiment betraf, sehr ambitioniert. Wir führten viele internationale Zeitschriften und Titel im Angebot. Und Bücher, die der Buchladen aus finanziellen Gründen nicht vorrätig halten konnte, gab es



als Dummy. Wir klebten den Titel und das Inhaltsverzeichnis auf Holzbücher, die wir ganz normal ins Regal stellten. So wiesen wir

auf Titel hin, die wir wichtig fanden, kamen mit Interessierten über ihren Inhalt ins Gespräch und warben natürlich für ihren Kauf. So hatten wir aus unserer Not, wenig Geld zu haben, eine Tugend gemacht: Denn diese Art von Büchern gab es nur im Manifest.

¹⁴ Wir waren in der Anfangsphase drei Frauen aus der Gruppe PF (Proletarische Front) und drei Männer aus der GIM (Gruppe Internationaler Marxisten).



Schon immer hatte ich ein Faible für Zeitschriften und Bücher. Ich habe Zeitschriften mitgegründet und mitherausgegeben, Bücher geschrieben, betreut oder lektoriert. So war ich beispielsweise an der Gründung der Zeitschrift *Autonomie* beteiligt und habe sie, wie später auch andere Projekte, wenn ich nicht mehr mit ihnen einverstanden war oder etwas Neues machen wollte, verlassen und bin weitergezogen.

In dieser Zeit erhielt ich ein Stipendium und promovierte über die Geschichte des Taylorismus. 1975 war ein schwieriges Jahr. Karlo war verletzt, im Gefängnis und ein Mordprozess wartete auf ihn und den Mitangeklagten. Natürlich beteiligte ich mich an der Kampagne zu seiner Freilassung.¹⁵



Veranstaltung zur Freilassung von Karl Heinz Roth im Audimax Hamburg, 1976 (von links Erich Fried, Heiner Eckhoff, Angelika Ebbinghaus und Walter Mossmann. Foto: Günter Zint).

¹⁵ Zum Prozess siehe die Darstellung seines Anwalts Heinrich Hannover in: Heinrich Hannover, *Die Republik vor Gericht. 1975-1995*, Berlin 199, S. 45-84, sowie „Ein ganz gewöhnlicher Mordprozess“, Berlin 1978, herausgegeben von den Anwälten Klaus Dethloff, Armin Golzem, Heinrich Hannover, Wolfgang Heiermann, Frank Niepel sowie Roland Otto und Karl Heinz Roth.



Ein Wochenende im Frauenhaus (Foto: Ulrike Schaz).

Nach Karlos Freispruch engagierte ich mich wieder mehr in der Frauenbewegung und gründete das erste Hamburger Frauenhaus mit. Unsere Arbeit dokumentierten wir in dem Buch: „Wendepunkte. Frauen erzählen aus ihrem Leben. Alltag in einem Frauenhaus. Zur politischen Gratwanderung von Frauenhäusern.“

Anfang der 1980er Jahre kam ich wieder auf das Thema zurück, das mich schon als Schülerin und zu Zeiten des SDS beschäftigt hatte: Den Nationalsozialismus. Zusammen mit anderen gründete ich den „Verein zur Erforschung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik“, der eine Buchreihe herausgegeben und in Hamburg die Ausstellung „Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg“ organisiert hat.



Aus diesen Aktivitäten entstand die Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, die ich zusammen mit Karlo und anderen Kolleg*innen aufbaute. Inzwischen hatte ich, auch um in diesem Kontext professionell Flagge zu zeigen, noch ein Geschichtsstudium absolviert.

In all diesen Jahren arbeitete ich beruflich als Psychotherapeutin und als Historikerin.



Im Kontext der Stiftung war ich vor allem für die Publikationen und die Zeitschrift 1999 (heute: Sozial.Geschichte Online) verantwortlich. Ich selbst forschte über Frauenthemen

(u.a. Frauen als Opfer und Täterinnen im Nationalsozialismus), Geschichte des Taylorismus und der Arbeitswissenschaften, Geschichte der Medizin (z.B. Nürnberger Ärzteprozess), den Widerstand gegen das NS-Regime und schließlich auch über „1968“ – womit sich der Kreis in gewisser Weise wieder schließt.¹⁶

¹⁶ Veröffentlichungen zu '68 von mir finden sich auch auf dieser Website: [https://sds-
apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/03/Listeraturliste-Angelika-Ebbinghaus.pdf](https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2020/03/Listeraturliste-Angelika-Ebbinghaus.pdf)